

Geschützte Räume für Kinder

In Schulen und Kitas soll künftig stärker auf Corona getestet werden. Wie aber mit den Ergebnissen umgegangen wird, ist noch immer nicht festgelegt. Dabei ist aus psychologischer Sicht besondere Vorsicht geboten.

Von Joachim Bauer und Klaus Seifried

Der Zeitpunkt ist in greifbare Nähe gerückt, an dem überall in Deutschland durch jedermann ein diagnostischer Test durchgeführt werden kann, der eine Infektionskrankheit betrifft, über die seit über einem Jahr in allen Medien zu Recht gesagt wird, dass sie potentiell tödlich verlaufen kann. Ihr Erreger ist der Sars-CoV-2-Virus, die durch ihn hervorgerufene Krankheit trägt den Namen Covid-19. Besondere Hoffnungen knüpfen sich an den jetzt unmittelbar bevorstehenden flächendeckenden Einsatz der Selbsttests in Kitas und Schulen. Dabei ist aber zurzeit noch unklar, wo, wie und durch wen die Tests zur Anwendung kommen werden. Vor aller Ohren in Klassenzimmern (wie es in Österreich praktiziert wird)? In Fachräumen der Schule? Oder zu Hause (wie von der Berliner Senatsverwaltung vorgeschlagen)? Vor allem aber: Wie und durch wen soll Kindern und Jugendlichen ein „positiver“, also ein schlechter Befund mitgeteilt werden? In der Öffentlichkeit wird die Infektion seit Monaten aus guten Gründen als sehr ernst und gefährlich vermittelt und überwiegend auch so wahrgenommen.

Kinder sehen die Welt durch die Augen der Eltern. Wie wird ein acht Jahre altes Mädchen, dessen Großmutter vielleicht vor einigen Wochen an Corona gestorben ist, die Mitteilung eines positiven Befundes erleben? Damit keine Missverständnisse aufkommen: Die Bevölkerung in der Breite auf eine Sars-CoV-2-Infektion zu testen ist eine absolute Notwendigkeit. Dies gilt auch für Kinder und Jugendliche. Tests sind, auch in Kitas und Schulen, eines der wichtigsten Elemente bei der Eindämmung der Pandemie. Sie sind die noch fehlende Ergänzung zu den AHA+L-Verhaltensregeln und zur Impfkampagne. Dass Tests in ausreichender Zahl endlich zur Verfügung stehen, ist gut. Auch dass instruierte Laien den Test durchführen, ist im Prinzip nicht zu beanstanden, wenn ein geregelter Setting und ein geschützter Rahmen gegeben sind. Doch von regeltem Setting und geschütztem Rahmen kann im Blick auf die unmittelbar bevorstehenden Schultestungen nicht die Rede sein.

Jedenfalls findet sich dazu bislang nichts in den am 23. Februar 2021 herausgegebenen Empfehlungen des Robert Koch-Instituts (RKI) für Schulen („Sars-

CoV-2 Testkriterien für Schulen während der Covid-19 Pandemie“) noch in den bis Anfang März vorliegenden Verlautbarungen der Landesregierungen.

Die Mitteilung einer Diagnose ist immer eine sensible Angelegenheit und bedarf eines geschützten Rahmens – auch im Falle einer Sars-CoV-2-Infektion. Wenn erwachsene Infizierte von ihrem Hausarzt oder von einem Testzentrum ein „positives“ (also schlechtes) Testergebnis mitgeteilt bekommen, dann ist immerhin das absolute Minimum eines geschützten Rahmens, nämlich eine 1:1-Situation gegeben. Dass die meisten Betroffenen darüber hinaus keine ärztliche Beratung erhalten, ist bedauerlich, aber den Umständen einer Pandemie geschuldet. An Schulen, an denen demnächst getestet werden soll, ist die Situation aber eine völlig andere. An einer Sars-CoV-2-Infektion erkrankten Kinder nur sehr selten – wenn doch, in der Regel mit nur wenig ausgeprägten Symptomen und fast nie mit Lebensgefahr. Viele Eltern und ihre Kinder haben hier einen Informationsbedarf. Hinzu kommt, dass Schüler keine Diskretionsgrenzen beachten. Das gegenseitige – nicht immer freundliche – Beäugen und genüssliche Bloßstellen, das Ge-

lächter über alles und jedes, die Schadenfreude und nicht selten auch der Ekel („Ih! Die ist infiziert!“) gehören zur Realität des Schulalltags.

Bevor die Testkampagnen in Kitas und Schulen beginnen, muss vorausschauend Vorsorge getroffen werden, dass sie gegenüber allen Beteiligten gut kommuniziert und so durchgeführt werden, dass keine psychischen Kollateralschäden auftreten. Die Nichtbeachtung psychosozialer Aspekte der Pandemie darf beim flächendeckenden Testen von Kindern und Jugendlichen nicht seine ungete Fortsetzung finden. Die Empfehlungen des RKI vom 23. Februar 2021 führen detailliert aus, welchem infektiologischen Rational die Testungen an Kitas und Schulen folgen und wann welche Tests einzusetzen sind (PCR-Test nach positivem Selbsttest etc.). Auch die Folgen eines positiven Testergebnisses sind klar formuliert: für Betroffene und ihre Kontaktpersonen, soweit der Kontakt über 30 Minuten hinausging, eine fünf-tägige häusliche Isolation plus 48-stündiger Symptomfreiheit plus Freisetzung vor Rückkehr in die Schule. Über die kommunikative Einbettung der Testkampagne an Schulen findet sich in den Empfehlungen des RKI nichts, eben-

so wenig in den bisherigen Verlautbarungen der zuständigen Kultusbehörden der Länder.

Kinder und Jugendliche sind durch die Pandemie schon jetzt in hohem Maße gestresst und gesundheitlich belastet, wie eine kürzlich publizierte repräsentative Untersuchung von Ulrike Ravens-Sieberer, Anne Kaman und ihren Kollegen von der Universität Hamburg ergab. Die als „Copsy-Studie“ bekannte Untersuchung zeigte bei Kindern und Jugendlichen zwischen sieben und siebzehn Jahren hohe Prozentsätze von psychischer Belastung (71 Prozent), psychosomatischen Beschwerden (je nach Symptom 30–40 Prozent) und generalisierter Ängstlichkeit (24 Prozent). Daher muss vor Beginn der Testkampagne sichergestellt werden, dass vor allem Kinder durch die Testung und Mitteilung eines „positiven“ (also schlechten) Befundes sich nicht schockartig plötzlich in einer psychisch ungenuten Situation wiederfinden, und schon gar nicht, dass sie sich vor und von anderen bloßgestellt oder schuldig fühlen.

Noch ist es nicht zu spät. Die kommunikative Vorbereitung der Testkampagne muss Lehrkräfte, Eltern und Kinder ein-

beziehen. Ziel der kommunikativen Vorbereitung ist die Schaffung eines vertrauensvollen Klimas an den Schulen. Kinder und Jugendliche, denen ein positiver Test mitgeteilt werden musste, bedürfen – gerade auch in der Zeit der Isolation – der besonderen Aufmerksamkeit der Lehrkräfte, eventuell auch der Beratung durch Schulpsychologinnen und Schulpsychologen. Folgende Botschaften sollten alle Kinder und Jugendliche erreichen:

1. Ein positiver Test heißt in der Regel nicht „du bist krank“, sondern „jetzt ist erhöhte Vorsicht geboten“.
2. Keiner ist schuld, denn ein positiver Befund kann jeden treffen.
3. Wo ein positiver Befund auftritt, dort halten wir alle, also Schüler, Eltern und Lehrkräfte, zusammen, beachten die notwendigen Isolationsmaßnahmen, tun zugleich aber alles, um uns telefonisch und digital umeinander zu kümmern.

Joachim Bauer ist Arzt, Psychotherapeut, Buchautor und entwickelte das „Lehrer-coaching nach dem Freiburger Modell“.

Klaus Seifried ist Lehrer, Psychologe, Psychosozialer Psychotherapeut und Schulpsychologiedirektor i. R.



Mit Abstand und unkonventionell: Schule in Corona-Zeiten

Foto Lucas Bäuml

Kalt ist das Pixelbild und die Welt eine Scheibe

Warum uns digitale Seminare nicht bilden und enorm erschöpfen / Von Verena Kammandel

Dank Big Blue Button sehe ich meine Kommilitonen in diesem Semester als unromantisches Fragment: Da ist zum Beispiel Fabian P., der mit mir „Literaturdidaktik 1“ besucht. Fabian liebt Ikea-Möbel und löffelt zur Seminarzeit gerne Erdbeerjoghurt. Den großen von „Bauer“. Einmal ist ihm ein wenig Erdbeerjoghurt auf den Schreibtisch getropft. Er hat den Becher beiseitegestellt, den Fleck mit dem Finger weggewischt und die Kamera seines Rechners ausgeschaltet. Svenja W. bringt ihre drei Jahre alte Tochter dienstags um acht Uhr fünfzehn in den Kindergarten. Da beginnt „Phrasology“. Via Breakout-Room bin ich manchmal dabei, wenn Svenja das Kind der Erzieherin übergibt. Die Tochter klingt fröhlich, die Erzieherin freundlich. Svenja ist vor Ablauf der Breakout-Session wieder zu Hause. Sie muss in der Nähe des Kindergartens wohnen.

Friedrich R. aus „Teaching Texts“ verfolgt das Seminar am liebsten liegend. Über seinem Bett hängen ein T-Shirt und zwei Schals des BVB. Letzte Woche war seine Bettwäsche kariert. Wie häufig er sie wechselt, weiß ich nicht. Gestern hat Friedrich ohne Kamera am Seminar teilgenommen. Fabian, Svenja, Friedrich und ich haben eines gemeinsam: Wir sind uns noch nie begegnet. Wir haben uns noch nie in die Augen geschaut.

Mein digitales Studium hat mich enttäuscht und erschöpft. Niemals zuvor habe ich so viele Informationen gespeichert und nichts gelernt; so viele Dateien gedruckt und nichts gelesen; mit so vielen Personen geredet und nichts gesagt. Vierundachtzig Videokonferenzen, fünfhundertneundvierzig „Können Sie mich verstehen?“ und eintausendzweihundertsechunddreißig Power-Point-Folien später ohne ich, woran das liegt: Pixelbilder sind kalt und starr und unerbittlich. Der digitale Blick ist einsam. Hätte der amerikanische Schriftsteller Herman Melville Bildschirme gekannt, er hätte den Schreiber Bartleby, der ein einsiedlerhaftes Arbeitsleben bevorzugte, vor einen Flatscreen gesetzt. Da bin ich mir sicher. Aber Bartleby hat Glück gehabt. Zu sei-

ner Zeit sind die Mauern der Wall Street reizarum und stumm. Sie zeigen keine Pop-ups oder Werbebanner; sie spielen keine Melodie, wenn eine Nachricht kommt; sie fordern keine Likes oder Dislikes; sie wissen nichts von Handlungsanreizen durch Nudging. Kraft seiner Imagination träumt Bartleby sich weg von ihnen. Er ist unverbunden und einsam im klassischen Sinne. Seine Einsamkeit ist unerschuldig, weil sie das World Wide Web nicht kennt. Es ist die anachronistisch gewordene Einsamkeit des Individuums.

Ich habe Bartlebys Einsamkeit im Officehome gegen die Einsamkeit im Homeoffice getauscht. Ein paar Klicks reichen, und Fabian P., Wiebke S., Anna R. und Dr. W. tummeln sich via Big Blue Button auf dem Bildschirm meines Rechners. Wir winken uns zu und lächeln uns an, wir fragen und antworten, wir teilen Links und Seminarunterlagen, wir tippen in den Chat und werfen einen Blick in unsere Zimmer. Meistens alles gleichzeitig. Wenn Fabian seinen Oberkörper ein klein wenig mehr Richtung Kamera neigt, kann ich sein Gesicht so nah heranzoomen, dass ich den Eindruck habe, er säße vor mir. Ach ja! Ich könnte einen Löffel voll vom „Großen Bauer“ kosten. Aber Erdbeerjoghurt hin oder her – Fabian sagt mir nichts, weil sein Bild keine Ausstrahlung hat; Dr. W. sagt mir nichts, weil sein Bild keine Stimmung schafft; das ganze Seminar sagt mir nichts, weil sein Bild keine Atmosphäre besitzt.

Big Blue Button hat die Aura meiner Lehrveranstaltungen zertrümmert. Das Videokonferenzsystem ist wie ein Filter, der alle Signale abfängt, die etwas mit Begegnung zu tun haben. Selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht mit Fabian tuscheln, weil alle Seminarteilnehmer mein Flüstern hören, sobald ich die Stummschaltung aufheben würde. Was aber noch viel schlimmer ist, Fabian und ich können uns nicht in die Augen sehen. Unsere Blicke werden sich niemals treffen. Anfangs dachte ich noch, meine visuelle Einsamkeit hätte mit der 08/15-Ausstattung meines Rechners zu tun. Aber der englische Essayist Laurence Scott hat

mir bestätigt, dass es Fabian, Wiebke, Anna und Dr. W. genauso geht: „You can offer up your eyes to the other person, but your own view will be of the webcam’s unwarm aperture.“

Was ich weiß, ist, dass mir digitale Seminare genau eines bieten: Input. Die McLuhansche Message von Big Blue Button besteht für mich in beziehungslosem Wissen, das sich den Schein von Bildung gibt. Unter dem Druck der Corona-Pandemie ist mein Studium ins Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit geschlittert und hat seinen Sinn für mich verloren. Bildung hat eben doch etwas mit Begegnung zu tun. Da kann man nichts machen. Schön, dass einige Lehrkörper ähn-

lich empfinden und Trost spenden wollen – jeder auf seine Weise. Dr. X. versucht die akademische Beziehungskrise abzufedern, indem sie Screenshots von Expertenteams zwitschert. Die Erlaubnis hat sie bei Fabian, Wiebke und Anna per Doodle zu Seminarbeginn eingeholt. Wer besonders gut vorträgt und der Aura das Fürchten lehrt, wird mit einem digitalen Herzen belohnt. Prof. Q. geht einen anderen Weg. Er versucht jeglicher Art von Verlustgefühlen vorzugreifen, indem er studentische Power-Point-Vorträge kommentarlos durchwinkt gemäß der Maxime: „Lasset die Kindlein lallen!“ Sind Einwürfe zwingend nötig, nutzt er das Big-Blue-Button-Umfragetool, das uns die

Wahl lässt zwischen A, B, C oder D. Fabian und ich haben uns für C entschieden.

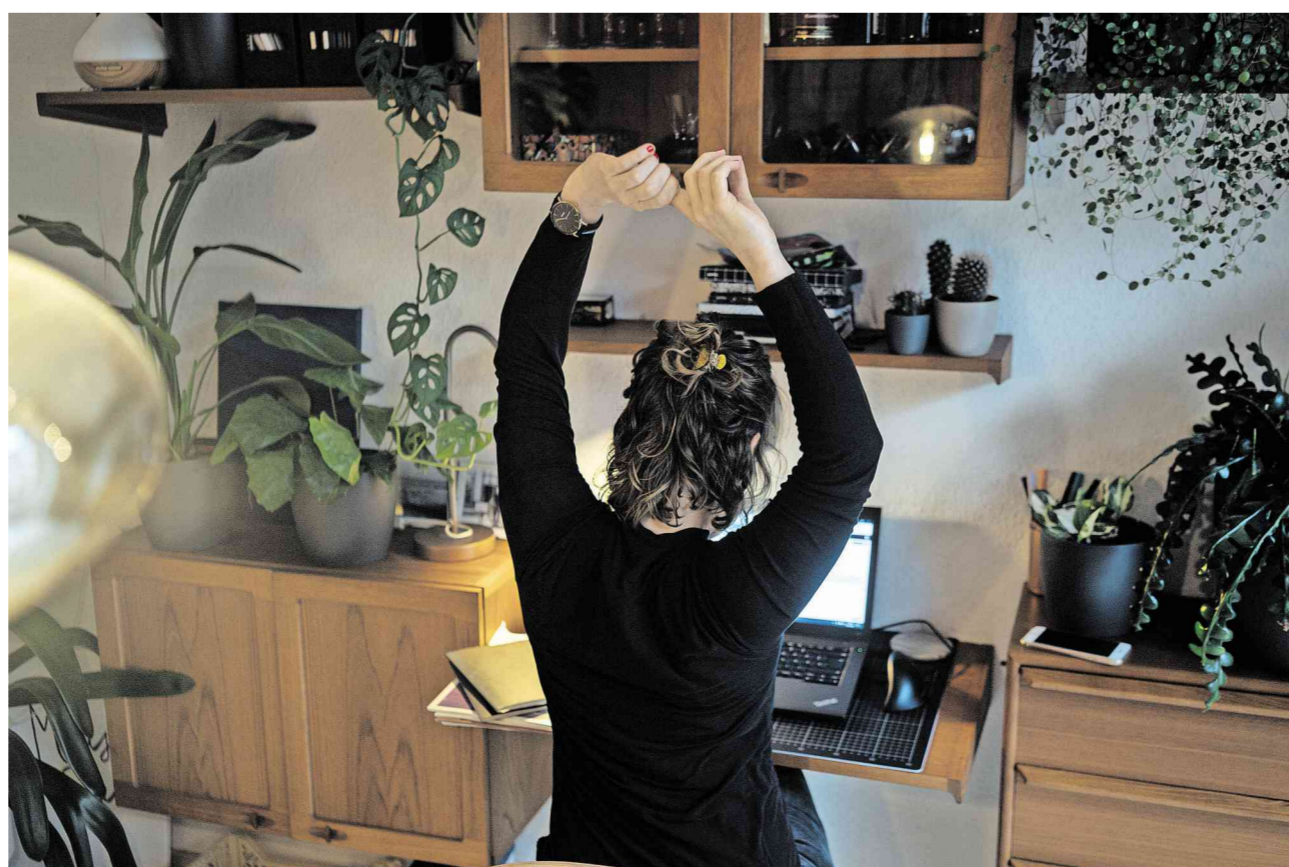
Einerseits bin ich dankbar für Big Blue Button. Für Fabian, Svenja, Friedrich, Wiebke, Anna, Dr. X. und Prof. Q. Dafür, dass ich die Vorlesung zum Bildungsideal des Neuhumanismus mit einem Klick in Stud.IP abrufen kann. Dafür, dass Frau Z., die Klassenlehrerin meines Sohnes, uns via Padlet mit Schulaufgaben versorgt, obwohl die Datensicherheit zu wünschen übrig lässt. Dafür, dass ich die Netiquette von Videokonferenzen beherrsche und verstanden habe, wie viel Ideologie beziehungsweise Ideologiekritik in der Entscheidung steckt, mit welchen Medien ich mich als Lehrerin in meinem

Klassenraum umgebe. Und nicht zuletzt dafür, dass ich nun weiß, wie sich Input anfühlt. Andererseits bin ich enttäuscht, weil Online-Lehre auf mich belanglos wirkt und fade. Weil sie selten meine Reflexion in Gang setzt, weil sie mich einsam und Fabian austauschbar macht.

Im Bildschirm gerinnt die Welt zu einer Scheibe, die uns nicht flach genug sein kann. Während der Corona-Pandemie haben wir uns neu in sie verliebt. Es ist, als wären wir alle – Dozenten, Studenten, Lehrer und Schüler – erneut in die Höhle hinabgestiegen, die Platon in seinem Gleichnis beschreibt. Jeder für sich und jeder in seine eigene. Dort sitzen wir nun mit Kaffee und Tee im Pyjama, T-Shirt oder Businesskostüm und tun so, als machten wir weiter wie zuvor, mit dem Unterschied, dass wir auf Schatten sehen. Noch haben wir uns nicht an das Dämmerlicht gewöhnt: „Wenn ein solcher nun wieder hinunterstiege und sich auf denselben Schemel setzte: würden ihm die Augen nicht ganz voll Dunkelheit sein, da er so plötzlich von der Sonne herkommt?“ Was aber, wenn wir an den Schatten Gefallen finden? Wenn uns ihr blaues Licht nicht mehr in den Augen brennt? Wenn wir die Blicke der anderen nicht mehr vermissen und wir uns sagen, das sei gut so? Wir können warten, bis sich ein Wanderer vor unserer Höhle niedersetzt und von der Sonne erzählt. Wir können einen Exzentriker wie Bartleby einlassen, der uns mit seinem allesverweigernden „I prefer not to“ die Sinnlosigkeit der Schattenschau bewusst macht und uns aus unserer Höhle vertreibt, während er darin zugrunde geht. Oder wir finden beim Aufräumen alte Seminarnotizen, die uns daran erinnern, wie anregend es war, mit Judith, Felix, Pia, Andres, Miriam und Dr. A. zur selben Zeit am selben Ort zu lernen und zu diskutieren – und gehen von selbst, sobald das möglich ist.

* Die Namen aller Personen sind geändert.

Die Autorin studiert Lehramt Gymnasium Deutsch (9. Fachsemester) und Englisch (7. Fachsemester).



Blick ins Private: Online-Studium macht einsam.

Foto Patrick Slesiona